

(Nachdruck verboten.)

20]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Jurgis hatte leider sehr wenig Zeit, sein Baby anzusehen. Niemals fühlte er seine Ketten peinlicher als jetzt. Wenn er heimkam, schlief das Baby, und es war der reinste Zufall, daß es aufwachte, ehe Jurgis einschlief. Morgens hatte er keine Zeit, es anzusehen, so wars allein der Sonntag, an dem der Vater Gelegenheit dazu fand. Noch grausamer war es für Ona, welche, wie der Arzt sagte, um ihrer selbst und des Babys willen zu Haus hätte bleiben sollen, um das Baby zu besorgen. Aber — Ona mußte zur Arbeit und es Lita Elzbieta überlassen, dem Kinde das blaßblaue Gift zu geben, das im Gemüseladen Milch genannt wurde. Onas Entbindung kostete so schon einen Wochenlohn. Sie mußte am zweiten Montag zur Fabrik, und das einzige, wozu Jurgis sie bewegen konnte, war, zu fahren und ihn hinterherlaufen zu lassen, um ihr zu helfen, wenn sie bei Browns ausstieg. Damit war alles gut, sagte Ona. Es war ja keine Anstrengung, den ganzen Tag still zu sitzen und zu nähen. Wenn sie länger wartete, könnte ihre schreckliche Aufseherin eine andere an ihren Platz setzen; das würde jetzt ein noch viel größeres Unglück bedeuten. Des Babys wegen mußten sie nun ja noch viel härter arbeiten. Es war eine so große Verantwortlichkeit — sie durften das Baby nicht aufwachen lassen, damit es darben mußte, wie sie es taten. Das war auch Jurgis' erster Gedanke gewesen — er hatte seine Hände geballt und sich für den Streit gewappnet, den er für das kleine bißchen menschliche Dasein kämpfen wollte.

Also ging Ona wieder nach Browns, wahrte ihren Platz und ihren Wochenlohn und zog sich damit das Leiden zu, das sich Tausende von Frauen unter denselben Umständen zuziehen. Es ist schwer, in Worten zu sagen, was das für Ona bedeutete, es schien doch nur eine so kleine Unvorsichtigkeit zu sein, und die Strafe dafür war so groß, daß weder sie noch jemand anders beides miteinander in Zusammenhang bringen konnte. „Frauenleiden.“ Für Ona bedeutete es die Unterleucht bei einem Spezialisten, eine lange Behandlung, vielleicht ein oder zwei Operationen, es bedeutete Schmerzen in Kopf und Rücken, Druck und Herzweh und Nervenschmerzen, wenn sie durch den Regen zur Arbeit gehen mußte. Die meisten Frauen, welche in Padingtown arbeiteten, litten an demselben Uebel und hatten es aus derselben Ursache. Deshalb ward es nicht für nötig gehalten, den Doktor zu fragen. Statt dessen gebrauchte Ona Patentmedizinen, eine nach der anderen, welche die Freunde ihr anpriesen. Alle enthielten sie Alkohol oder Schlafmittel, sie halfen ihr, so lange sie sie nahm. So jagte sie immer dem Phantom der Gesundheit nach, und verlor sie doch, weil sie zu arm war, um eine Kur zu gebrauchen.

11.

Während des Sommers waren die Packhäuser in voller Tätigkeit, und Jurgis verdiente wieder mehr Geld. Freilich doch nicht so viel wie im vergangenen Sommer, denn die Packherren nahmen immer mehr Arbeiter an. Jede Woche kamen neue Männer an, nach einem regelrechten System. Man behielt sie alle in der folgenden kalten Saison, so daß jeder von ihnen weniger bekam als jemals zuvor. Früher oder später fesselten die Packherren durch dieses System alle laufende Arbeit von Chicago an ihr Werk. Und wie schlau der Kniff war! Die Männer mußten neue Arbeiter anlernen, die eines Tages ihren Streit brechen würden, und sie blieben dabei arm, so daß sie sich für den Streikversuch nicht vorbereiten konnten. Aber man muß nicht glauben, daß dieser Ueberfluß von Arbeitern eine Erleichterung für jemand war! Im Gegenteil, die Hezerei wurde immer toller. Beständig hatten sie neue Einfälle, durch welche die Arbeit vermehrt ward. Diese Hezerei wirkte gerade wie die Daumenschrauben der mittelalterlichen Folterkammer. Die Packherren nahmen mehr Antreiber auf und bezahlten sie besser. Sie hezten die Menschen mit neuen Maschinen zur Arbeit. Man erzählte

sich, daß man in den Schweineschlachträumen die Zeit, in welcher die Schweine geschlachtet werden mußten, nach der Uhr bestimmte und daß sie sich täglich verringerte. Auch für Stückarbeit wurde die Zeit reduziert, und dieselbe Arbeit dann wieder in kürzerer Zeit und doch für denselben Preis verlangt. Hatten die Arbeiter sich dann an die Schnelligkeit gewöhnt, reduzierten sie den Lohn im Vergleich zu der Verkürzung der Zeit! Sie hatten dies Manöver in der Büchsenabteilung so oft angewandt, daß die Mädchen beinahe verzweifelten. Ihre Löhne waren in zwei Jahren um ein Drittel zurückgegangen, und es braute sich ein Sturm der Unzufriedenheit zusammen, der eines Tages ausbrechen sollte. Einen Monat später, als Marija Fleischzurichterin geworden, traf die Büchsenfabrik, welche sie verlassen hatte, eine Einrichtung, welche die Einnahmen der Mädchen fast um die Hälfte verkleinerte. Die Empörung darüber war so groß, daß die Mädchen ohne Unterhandlung hinausmarschierten und sich auf der Straße ordneten. Eine der Mädchen hatte irgendwo gelesen, daß eine rote Fahne das geeignete Symbol für unterdrückte Arbeiter wäre. Deshalb entfalteten sie jetzt so eine Fahne, und vor Mut heulend paradierten sie damit über die Döfe. Das Resultat war eine Gewerkschaft, aber der improvisierte Streik fiel in drei Tagen in sich zusammen, dank dem Zugzug neuer Arbeiter. Am Ende bekam das Mädchen, welches die Fahne getragen, in der Stadt eine Stellung in einem großen Laden, bei einem Gehalt von 2½ Dollar die Woche!

Mit Unruhe hörten Jurgis und Ona diese Geschichten, denn wer konnte wissen, wann es auch an sie kam. Ein- oder zweimal gingen Gerüchte um, daß eins der großen Häuser ihre ungelerten Arbeiter auf 15 Cent die Stunde herabsetzen wollten, und Jurgis mußte, daß, wenn es dazu kam, auch seine Stunde bald geschlagen hätte. Er hatte um diese Zeit erfahren, daß Padingtown nicht eine Anzahl von Firmen besaß, sondern nur eine große Firma — „The Beef Trust“. Jede Woche kamen die Leiter der Trusts zusammen und verglichen ihre Geschäftsnotizen, und es gab da nur einen Maßstab für die Arbeiter in den Höfen, nur eine Richtschnur für ihre Leistungen. Jurgis hatte gehört, daß sie auch die Preise feststellten, welche sie für Vieh zahlen und für das Fleisch nehmen wollten. Doch das verstand er nicht, oder er fragte nicht danach. Die einzige, welche sich vor einem Lohnschnitt nicht fürchtete, war Marija. Sie beglückwünschte sich, nicht genug, weil jemand kurz vorher auf ihrem Platz gewesen und um ihre Willen entlassen war. Marija wurde eine gewandte Fleischzurichterin und hoffte zu steigen. Während des Sommers waren Jurgis und Ona instande gewesen, ihr den letzten Pfennig ihrer Schuld zu bezahlen und sie le-te sich ein Bankkonto an. Lamoszins besaß auch ein solches, nun wettsierten sie miteinander bei den Einlagen und berechneten einmal über das andere ihre Haushaltungskosten.

Der Besitz eines größeren Wohlstandes erzeugt Sorgen und legt Verantwortlichkeit auf, das fand die arme Marija bald heraus. Auf Rat eines Freundes hatte sie ihre Ersparnisse in die Bank an der Ashland Avenue gelegt. Natürlich mußte sie weiter nichts, als daß diese Bank groß und imposant war. Was kann ein armes fremdes Arbeitermädchen möglicherweise vom Bankgeschäft mehr verstehen, als daß ihr Geld in dem Hause ist? So lebte Marija in beständiger Angst, daß mit ihrer Bank etwas passieren könnte, und sie machte jeden Morgen einen Umweg, um sicher zu sein, daß das Haus noch stände. Ihre Hauptfurcht bestand darin, daß ein Brand ausbrechen könnte, weil sie ihr Geld in Scheinen deponiert hatte und sich ängstigte, daß, wenn die Bank mit den Scheinen abbrennte, sie ihr keine anderen wiedergeben würden. Jurgis lachte sie aus, er war ein Mann und stolz auf seine höhere Kenntnis; er erzählte ihr, daß die Bank feuerfeste Gewölbe hätte und alle ihre Millionen von Dollar darin sicher versteckt wären. Eines Morgens nun machte Marija den gewohnten Weg und sah mit Schrecken und Entsetzen eine große Menge Leute vor der Bank stehen. Alles Mut verschwand vor Schrecken aus ihrem Gesicht, sie stürzte in die Menge hinein, schrie die Leute an, um die Ursache zu erfahren, hörte aber gar nicht, was sie antworteten, das Gedränge wurde so arg, daß sie nicht weiter konnte. Es war

ein Banksturm, sagten sie ihr, aber das verstand sie nicht, und sie wandte sich von einer Person zur anderen, ohne vor Angst und Schrecken sagen zu können, was sie eigentlich wollte.

War etwas nicht in Ordnung mit der Bank? Niemand wußte etwas Genaues, aber möglich war es. Konnte sie ihr Geld nicht bekommen? Niemand konnte ihr das beantworten. Die Leute fürchteten, daß sie es nicht bekommen würden, aber alle versuchten, es zu bekommen. Es war noch zu früh, um etwas zu erfahren. — Die Bank öffnete erst in drei Stunden. Mit dem Mut der Verzweiflung erkämpfte sich Marija den Weg zu dem Gebäude, durch eine Menge von Männern, Weibern und Kindern, die alle ebenso aufgeregter waren wie sie. Es war eine Szene wilder Verzweiflung. Frauen schrien und rangen die Hände oder wurden gar ohnmächtig, Männer traten alles nieder, was ihnen den Weg versperrte. Inmitten des Aufruhrs erinnerte sich Marija, daß sie ihr Bankbuch nicht bei sich hatte, ohne das konnte sie ihr Geld ja nicht bekommen. Sie kämpfte sich wieder aus dem Gedränge heraus und stürzte nach Hause. Das traf sich glücklich für sie, denn wenige Minuten später erschien die Polizei.

In einer halben Stunde kam Marija zurück, mit ihr Teta Elzbieta, beide atemlos und krank vor Angst. Jetzt war die Menge in einer langen Reihe geordnet, und 50 Polizisten hielten auf Ordnung. So blieb den beiden nichts anderes übrig, als sich an das Ende zu stellen. Um 9 Uhr öffnete die Bank und war bereit, die wartende Menge auszubehalten. Aber was war das für Marija, welche 3000 Menschen vor sich hatte! — 3000! — genug, um den letzten Pfennig aus einem Dutzend Banken zu nehmen.

Um die Sache noch schlimmer zu machen, begann es zu regnen, und sie wurden bis auf die Haut durchnäßt. Doch blieben sie den ganzen Morgen stehen und krochen langsam vorwärts — den ganzen Nachmittag standen sie, herzkrank, da und sahen die Stunde des Schließens herannahen, ohne Aussicht, hineinzukommen. Marija war entschlossen, komme was da wolle, zu bleiben und ihren Platz zu behaupten, aber da alle dasselbe taten, — die ganze lange Nacht hindurch — so kam sie der Bank nur wenig näher.

Gegen Abend erschien Jurgis. Er hatte die Geschichte von den Kindern gehört, brachte Nahrung und trockene Lächer, was den Frauen etwas Erleichterung verschaffte. Am nächsten Morgen kam vor Tagesanbruch noch eine größere Menge zusammen und noch mehr Polizisten aus der Stadt. Marija hielt stand, wie der grimme Tod, und gegen Nachmittag kam sie in die Bank und erhielt ihr Geld — alles in dicken silbernen Dollars, ein ganzes Taschentuch voll. Erst als sie ihre Hand darum legte, verschwand ihre Furcht, und nun wünschte sie, es wieder hineinzulegen. Da wurde der Mann am Fenster aber wild, und sagte, die Bank würde keine Einlagen mehr annehmen von solchen Menschen, die es bei diesem Ansturm herausgezogen. Marija war genötigt, die Dollars mit nach Hause zu nehmen. Scheu blickte sie nach rechts und links, jeden Augenblick in der Erwartung, daß irgend jemand versuchen würde, sie zu berauben. Als sie zu Hause ankam, war sie nicht besser daran. Bis sie eine neue Bank gefunden hatte, konnte sie weiter nichts tun, als die Dollars in ihre Kleider zu nähen. Marija ging während einer Woche schwer beladen einher und fürchtete sich, die Straße vor dem Hause zu überschreiten, weil Jurgis ihr prophezeit hatte, sie würde mit ihrer Last versinken. So beladen ging sie zu den Höfen, dieses Mal mit der Angst, ihre Stelle verloren zu haben. Glücklicherweise aber waren zehn Prozent der Arbeiter Einleger der Bank gewesen, und es ging nicht gut, so viele auf einmal zu entlassen. Die Ursache der Panik hatte der Versuch eines Polizisten abgegeben, einen betrunkenen Mann zu arretieren, wodurch ein Auflauf vor der Bank entstand.

Um diese Zeit begannen Jurgis und Ona ebenfalls ein Bankkonto zu belegen. Abgesehen davon, daß sie bei Jonas und Marija ihre Schulden abgetragen, hatten sie auch ihre Möbel bezahlt und konnten sogar eine kleine Summe zurücklegen. Solange sie 9 oder 10 Dollar die Woche heimbrachten, kamen sie gut vorwärts. Auch der Wahltag kam wieder heran, und dadurch gewann Jurgis einen halben Wochenlohn, ein ganz hübscher Profit. Die Wahl verlief dieses Jahr sehr stürmisch, und das Echo der Schlacht erreichte selbst Washington. Die beiden rivalisierenden Parteien der Remterjäger mieteten Hallen, brannten Feuerwerk ab, hielten Reden, um das Volk für ihre Sache zu interessieren. Obgleich Jurgis nicht alles verstand, so viel wußte er jetzt doch, daß es nicht

gerade für recht gehalten wurde, seine Stimme zu verkaufen. Da es jedoch jeder Mann tat und seine Weigerung nicht den geringsten Unterschied für das Resultat gehabt hätte, wäre ihm der Gedanke an eine Weigerung geradezu absurd erschienen, wenn er ihn überhaupt gehabt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus den Berliner Kunstsalons.

Der Kunstsalon Keller u. Keiner veranstaltet eine Ausstellung von Bildern des Malers Wilhelm Kuhnert. Dieser Künstler ist bekannt geworden durch seine Jagdbilder sowie durch die afrikanischen Szenen. Beide Gebiete aber, die Jagd und das Exotische, sind der Kunst nicht hold. Nur dem bedeutenden Talent, das aus dem schlechtesten Stoff schließlich noch Anregungen entnimmt, wird es gelingen, die Kunst hier zu betonen. Was sagen uns all diese Jagdbilder aus Afrika, diese Tierkämpfe, diese dunklen Männer. Die Photographie leistet hier bessere Dienste. Gegen die Momentphotographien der afrikanischen Tierwelt des Afrikareisenden Schillings sind diese Naturstudien lahm. Dort war Leben, zuckendes Leben in jeder Bewegung; hier hat der langwierige Prozeß des Malens jedes momentane Leben schwinden lassen. Und wo es noch vorhanden sein will, kommt es uns vor wie Täuschung. Diese brüllenden Löwen, diese zum Sprung fertigen Tiger — was sagen sie uns? Soviel wie nichts. Höchstens können sie das Zimmer eines Afrikareisenden oder eines Nimrods schmücken.

Es gab eine Zeit, da hatten gerade diese exotischen Stoffe Aussicht auf Erfolg. Jetzt denken wir nicht günstig von diesem Indieferneschweifen. Der Stoff drängt sich allzustark hervor. Der Künstler braucht, um sein Können zu zeigen, nicht nach Afrika zu gehen; in der umgebenden Welt findet er Motive genug, und sofern es ihm auf Kunst ankommt, genügt ihm der simpelste Stoff. Dennoch liebe ich denken, daß manch feiner Reiz aus diesen exotischen Stoffen zu holen wäre. Die dunklen Körper der Eingeborenen, die bunten Körper der Tiere, die heiße, helle Luft, das gibt schon Motive her, die farbig besonders behandelt werden können. Hat das Kuhnert getan? Er hat es nicht getan. Er hat diese fremden Dinge, die er also mit Leichtigkeit, da sie ihm fremd waren, ganz auf ihre äußere, künstlerische Erscheinung hin hätte verwerten können, mit einer Temperamentlosigkeit und einer Langeweile, einer öden Sachlichkeit gemalt, als sei er nicht Künstler, sondern Bureaubeamter. Und darum läßt uns diese Exotik kalt; weil sie nur Stoffliches und nichts Künstlerisches bietet. Am besten gefallen daher noch die sachlich getreuen Nachbildungen einzelner Tiere, Bilder in kleinem Format, wie für ein zoologisches Werk angelegt. Bedeutet schon die Serie Kuhnert für den Salon keinen Erfolg, so sät man sich bei der Kollektion Otto Richter an den Kopf und fragt sich, wie kommen diese talentlosen Plastiken, Arbeiten, die jeder Persönlichkeit entbehren, hierher. Einmal sehen wir eine Stillnachahmung antiker Friese, dann simple Naturnachahmungen ohne jeden Schwung, unter denen der Bierkutscher mit seiner Tonne auf der Schulter in seiner künstlerisch ohne Ausführung den ersten Platz einnimmt, dann Porträtbüsten ohne jeden Stil und ohne jedes Leben. Dagegen ist Käthe Dischhausen-Schönberger ein eigenartiges Talent, auf dessen Entwicklung man gespannt sein darf. Ihre satirischen Zeichnungen, bei denen sie auf menschliche Gestalten Tierköpfe aufsetzt, sind sicher und lebendig gezeichnet. Diese Gebilde machen einen durchaus organischen Eindruck und der psychologische Gehalt in den Mienen der Tiere ist vorzüglich und oft zwingend komisch zum Ausdruck gebracht. Dabei spricht die Künstlerin dem Wesen der Tiere eben so eigen nach wie dem der Menschen, und beides verquilt sie zu einer humorvollen Satire. Nur manchmal könnte der Strich temperamentvoller sein, nur manchmal klappt ein Riß zwischen Tierkopf und Menschenkörper. Bewunderungswürdig aber ist der freie Standpunkt der Künstlerin, die nicht danach strebt, mit witzigen Pointen allzusehr zu verblüffen. Sie bleibt im Künstlerischen, sie geht nicht im Stoff unter. In ihren Bildern, die verschieden im Wert sind, liebt sie den dunklen Gesamtton. Grell steht eine mondbeleuchtete Mauer hervor. Darüber der exotisch blaue Sternenhimmel. Unwillkürlich wird in dieser durchaus künstlerischen Weise (wie es Kuhnert nicht tut!) aus dem fremdartig exotischen Begebnis: Des Kolonisten Begräbnis eine phantastische Schöpfung. Auf anderen Bildern beweist die Künstlerin ein feines Formgefühl; Mensch und Tier aus dem Dunklen unsicher und doch als Masse groß hervortretend. Alles in allem, ein eigenes Talent, dessen Kraft und Sicherheit Achtung abnötigt.

Wiederherstellungen alter Bauten sind augenblicklich wieder sehr beliebt. Der patriotische Sinn wird damit befriedigt. Trotzdem die künstlerischen Autoritäten sich dagegen erklären, trotzdem man sich einig ist in dem Grundsatz: erhalten, aber nicht künstlich wiederaufbauen, geht dieses kindische Wiederaufbauwerk unentwegt von statten und verschlingt Unsummen, die besser der modernen Architektur zugute kämen. Diesmal ist es die Hof-

Tönigsburg; Bodo Ehardt zeichnet dafür als verantwortlicher Architekt. Der Kunstsalon Schulte, der diesem Unternehmen in seinen Räumen (wenn auch bezeichnenderweise in nächster Nähe des Rauschlabineetts, wo die marktgängerische Ware untergebracht ist, die süßlichen und glatten Genrebilder) ein Unterkommen gewährt, sollte sich klar sein, daß er dadurch sein künstlerisches Renommee nicht verbessert. Aber es ist wunderbar, wie viel Kräfte sich bereitwilligst in Bewegung setzen, wenn eine einflussreiche Stelle die Direktive angibt. Da sehen wir nun diese Burg trotzig aufragen, es werden uns nicht die Eisenstücke, glasierte Ziegeln, Steine erspart, die ausgegraben sind. Sie liegen säuberlich, Tisch an Tisch, bei einander. Dann kommt der moderne Architekt und legt uns seine Skizzen und Grundrisse vor. Eine ganze Literatur hat sich schon gebildet; diese Publikationen werden hinzugelegt. Schließlich sind noch Künstler angehalten worden, die Burg, natürlich bei Sonnenuntergang, recht effektiv abzubilden. Und wozu der ganze Lärm? Ein Architekt, der solchermaßen sein Lebenswerk auf die Restauration einer alten Burg gründet, richtet sich selbst. Man sollte meinen, es gäbe in unserer heutigen Zeit andere architektonische Aufgaben. Und es sieht einer Ironie gleich, daß diese flabische Nachkitterung sich breit macht in Messels modernem Bau. Ein Kunstsalon, der so etwas fertig bringt, hat ein weites Gewissen.

Der durch seine Verdienste auf graphischem Gebiete bekannte Verlag Fischer u. Franke, der von Düsseldorf wieder nach Berlin übergesiedelt ist, veranstaltet eine kleine interessante Ausstellung für graphische und reproduzierende Kunst. Diese Eröffnungsausstellung zeigt die Künstlersteinezeichnungen, die der Verlag in bunter Fülle herausgab. Es sind alles Originalarbeiten und Kunstblätter im eigentlichen Sinne. Das Streben des Verlags (zum Unterschied von Voigtländer und Teubner, die das gleiche Gebiet pflegen, dabei aber Schule und Lehrzweck zu aufdringlich verbinden, so daß die Lithographien sich unwillkürlich alle ähneln, da die Künstler von vornherein auf ein bestimmtes Ziel hingewiesen werden) — das Streben des Verlags geht dahin, gerade jeden einzelnen Künstler ganz seiner Individualität folgen zu lassen, so daß, obwohl eine Uebereinstimmung von selbst im Großen stattfindet (was wir als deutsche Art ansprechen können), doch im Einzelnen das Bild äußerst mannigfaltig und reich erscheint. Wir sehen Bilder jeder Art, Landschaften, Porträts, Interieurs, Studien, je nach der Anlage des Künstlers ausgeführt. Bilder auch in jedem Umfang, je nach dem Gehalt und dem Zweck, und große Sorgfalt verwendet der Verlag auf den Druck, so daß tatsächlich jedes Blatt künstlerischen Wert hat.

Die Ausstellung wird noch ergänzt durch Familiennachbildungen von Gemälden alter Meister in Originalgröße. Die Treue ist erstaunlich. Es ist aller Schmelz der Farben, es sind alle Feinheiten in Ton vorhanden. Diese Reproduktionen haben hohen künstlerischen Wert. Sie sollen in Mappen in der Art erscheinen, daß allmählich in 400 Blättern eine Auswahl des Besten der Malerei aller Zeiten gegeben wird. — Ernst Schurz.

## Kleines feuilleton.

a. Ehebelohnungen im Mittelalter. Wie das Mittelalter bösen, zansüchtigen Weibern, die ihren Männern das Leben zur Hölle machten, höchst energisch mit Schandpfehl, Lasterstein und Fiedel zu Leibe ging, so suchte es auch andererseits friedfertiges Zusammenleben von Eheleuten zu belohnen. So hing in Wien eine Speckseite am Rotenturme, die jederzeit demjenigen glücklichen Ehemann zufallen sollte, der in Wirklichkeit Herr in seinem eigenen Hause war. Nach der Tradition hatten einst die Frauen der Stadt allgemein eine solche Herrschaft über ihre Männer errungen, daß der Rat sich veranlaßt fand, diese Speckseite an dem Turme aufzuhängen, um durch das Streben nach ihrer Erlangung die Männer zur größeren Energie und größerem Selbstbewußtsein den Frauen gegenüber aufzustacheln. Die Stadtsage berichtet jedoch nur von einem einzigen Ansprüche auf diese Speckseite, ein Versuch, der obendrein jämmerlich mißglückt sei. Im Jahre 1648 hing die Speckseite, wie aus einer Notiz in Schmelze's gereimtem Lobspruch hervorgeht, noch im Original am Roten Turme. 1730 fand der Chronist Nüchelbecker das Original durch eine hölzerne Imitation ersetzt, die folgende Verse trug:

„Welche Frau ihren Mann oft raust und schlägt,  
Und ihn mit solcher kalter Laugen zwagt,  
Der soll den Baken (Speckseite) lassen henden,  
Ihm ist ein anderer Kirchtag zu schenken.“

Die imitierte Speckseite hing am roten Turme bis zu dessen Niederlegung im Jahre 1780.

Ueber eine ähnliche Sitte berichtet 1720 der Chronist Häbeler in seiner Beschreibung der Städte Calbe, Aden und Wankehlen von dem Dorfe Brumbi im Amte Calbe. Hier handelt es sich jedoch um das ganze Schwein. Die Dorfbewohner waren pflichtig, dem heiligen Antonio ein Schwein zu halten und zu ernähren und dieses dann an die Tempelherren, die in Brumbi die Herrschaft besaßen, abzuliefern. Fände sich aber in dem Dorfe jemand, der nachweisbar in seinem Hause absoluter Herr wäre, so sollte diesem das Schwein

zufallen. Auch hier wird nur von einem einzigen Versuche, das Schwein zu erlangen, erzählt. Und zwar mit einem ähnlichen Ausgang wie in Wien. Einem Bauer war das Schwein schon zugesprochen gewesen. Da aber das Schwein beim Heimtransporte sich sperrte und dabei dem Bauer die Strümpfe besuldete, bekam dieser Angst, seine Frau könnte ihn wegen der schmutzigen Strümpfe übel empfangen. Alsogleich mußte er nun unter dem Spotte der Brumbier seine fette Beute fahren lassen, um sich wegen seiner Herrschaft im Hause erst besser auszuweihen.

Aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in England findet sich das Speckseitechen. Auf der Gutsherrschaft zu Wichmore in Staffordshire lag die Feudalpflicht, zu jeder Zeit eine Speckseite nebst einem halben Quarter (vier Vushel) Weizen bereit zu halten, die jedem neuvermählten Paare zu verabreichen waren, welches Jahr und Tag verheiratet gewesen und erklären sollte, „daß keines von Beiden seine Ehehälfte vertauschen möge, mit Niemandem auf Erden, weder mit Reicherem noch Armerem, weder Häßlicherem noch Häßlicherem (fairer nor fouler), noch mit Jemandem aus hoher Familie, weder wachend, noch schlafend, zu keiner Zeit.“ — Wie Horace Walpole 1750 meldet, sei die Speckseite im Jahre 1720 zum letztenmal gefordert und geliefert worden. Auch hier war im Berichtsjahr 1750 das Original einer hölzernen Nachahmung gewichen, die über dem Kamine in der Eingangshalle aufgehängt war.

Eine zweite derartige Verpflichtung kommt für das Klostergut zu Dunmow in der Grafschaft Essex vor und zwar stammen hier die ersten Nachrichten darüber schon aus dem 13. Jahrhundert. Um zu der Speckseite zu gelangen, war von dem Ehepaar ein Schwur ähnlichen Inhaltes zu leisten wie der zu Wichmore. Um die Erlangung derselben dabei möglichst zu erschweren, mußten die Schwörenden während des Schwures auf zwei spitzen Steinen auf dem Kirchhofe knien, die 1750 noch vorhanden waren. War der Eid geleistet, wurde das glückliche Paar auf die Schultern einiger starker Leute gehoben und im Triumph, die eroberte Speckseite voran, in Begleitung und unter Zuruf der ganzen Gemeinde, Jung und Alt, durch das Dorf getragen. Wie Addison erzählt, war auch hier wie anderwärts die Anforderung der Speckseite eine sehr seltene. Bis 1621 war es überhaupt nur dreimal geschehen, die letzte Ablieferung findet sich in den Amtsbüchern des Klostergutes 1701 bemerkt. —

ek. Einige Reminiscenzen an Puchta. In den Jahren 1842 bis Ende 1845 war es, als Georg Friedrich Puchta an der Berliner Universität römisches Recht dozierte. Sein Ruf ging weit über Deutschland hinaus. Wer damals Jurisprudenz studierte, hörte auch ein paar Semester hindurch Vorlesungen bei ihm. „Schon seine Lehrbücher übten eine mächtige Anziehungskraft aus. Abgesehen von deren gediegenem Inhalt mußte ich die Schönheit der Sprache und des Ausdrucks bewundern, womit dieser Poet unter den Juristen abstrakte Partien aufzuklären und in glänzendes Licht zu stellen wußte.“ So läßt sich der schweizerische Jurist Dr. Friedrich Locher in seinen „Republikanischen Wandelbildern und Porträts“ aus. Für ihn und sein Studium war Puchta die wichtigste Persönlichkeit gewesen. Interessant ist die von Locher mitgeteilte Abschiedsrede, die Puchta am Schluß des Wintersemesters von 1844/45 an seine Hörer richtete. Nachdem die Vante sich bereits gelichtet, äußerte er: „Ich weiß sehr wohl, daß Sie von dem, was Sie bei mir gehört, nur wenig behalten und in Ihrer späteren Karriere verwerten werden. Aber eines haben Sie bei mir gelernt, um es nie wieder zu vergessen, und dies tröstet mich. Ob Sie die juristische Laufbahn weiter verfolgen, oder ob Sie Landwirt, Industrieller, Militär oder Kaufmann werden, ob Sie in Ihrem Vaterlande verbleiben oder nach Amerika auswandern, immer und überall wird Ihnen dieses juristische Denken jede Aufgabe erleichtern und Ihnen entschiedene Ueberlegenheit verleihen. Mag der Stoff noch so kompliziert sein, Sie werden ihn gleich zu klassifizieren, zu rubrizieren, zu durchdringen, zu bewältigen wissen. Wenn der Wind längst meine Ähre in die Lüfte zerstreut haben wird, werden Sie sich vielleicht Ihres Lehrers erinnern und sagen: Eines haben wir doch bei dem alten Puchta gelernt, das juristische Denken! Und nun wünsche ich Ihnen fröhliche Ferien und daß Schnee und Eis ebenso schnell zusammenschwinden wie die Zuhörer in meinem Auditorium.“ Das waren wohl die letzten Abschiedsworte, die Puchta an seine Studenten gerichtet hat, wenn auch nicht die letzten Vorlesungen; denn zu Beginn des nächsten Wintersemesters hat er sie ja wieder aufgenommen. Wie wir nun aus den Briefen Joseph Viktor Scheffels an seinen Freund Karl Schwaniß (Leipzig, Georg Meißner's Verlag) wissen, hörte auch der nachmalige Sänger des „Trompeters von Säckingen“, des „Eckhard“ und anderer Dichtungen vom Herbst des Jahres 1845 ab bei Puchta Vorlesungen über Pandekten. Scheffel fühlte sich ebenfalls mächtig zu Puchta hingezogen, „der ungleich schärfer und tiefer geht als Vangerow (in Heidelberg)“. Nur wenige Wochen sollte Scheffel an dem berühmten Lehrer seine Freude haben. Neujahr 1846 muß er schon mitteilen, daß jener „gefährlich erkrankt“ sei und daß Puchtas Absterben ihm „ein arger Schlag durch die Rechnung wäre“. Bereits am 8. Januar starb Puchta. Man hätte nun meinen dürfen, daß der Tod dieses bedeutendsten aller damaligen Rechtslehrer die Berliner Studentenschaft hätte veranlassen müssen, Puchta ein großes Begräbniß zu geben. Aber weit gefehlt. „Ran rechnete“, schreibt Scheffel am 25. Januar an Schwaniß, „auf eine große Leichenbegleitung und wählte 24 Zugführer — ich ging auch mit statt Eisners, der krank

war. Den Zug selbst aber bildeten ungefähr 40 bis 50 Studenten, und diese fielen unterwegs wieder ab, so daß am Tore im ganzen noch zürta 38 Mann mitgingen — es war sehr läglich. Noch läglich aber war, nebenbei gesagt, die Rede, die der Festliche im Hause Buchtas vor einer Versammlung fast aller Notabilitäten der Universität und uns Studenten hielt, worin er vom Reich des Satans und des Bels- und Wissenshochmutes sprach, und daß nur der überwunde, der wie Buchta im Glauben gewandelt sei usw. Der alte Schelling (der Philosoph) und andere Anwesende hätten wahrhaftig etwas Besseres verdient, als eine Paatspaffenpredigt.“

### Medizinisches.

u. Ein Mittel gegen die Zuderkrankheit. Im allgemeinen glauben die Zuderkranken, daß gegen ihr Leiden kein anderes Mittel bestehe als die Anwendung einer bestimmten Diät. Es ist richtig, daß diese Diät sich gewöhnlich als so nützlich erweist, daß ein an Zuderkrankheit Leidender bei richtiger Befolgung der ärztlichen Vorschriften ohne erhebliches Lebelbefinden ein sehr hohes Alter erreichen kann. Aber daneben gibt es auch medikamentöse Mittel, die sich gegen die Zuderkrankheit sehr nützlich erweisen. So hat sich merkwürdigerweise der Genuß von Zwölffingerdarm, natürlich nach richtiger ärztlicher Verordnung, sehr wirksam gezeigt. In neuerer Zeit hat man nun diese Heilwirkung des Zwölffingerdarms wesentlich gesteigert. Man hat aus ihm ein Präparat hergestellt, das die wirksamen Bestandteile des Darmes in der geeigneten Konzentration enthält. Dieses Präparat besitzt noch den weiteren Vorzug, daß es recht haltbar ist, also längere Zeit hindurch aufbewahrt und verwendet werden kann.

### Aus dem Tierleben.

h. Laubenvögel. Australien ist das Land der merkwürdigen Tiere. Hier ist die Heimat der Schnabeltiere; Kängurus und andere absonderliche Beuteltiere bevölkern die Wüste und Waldungen; auf dem Strande kriechen mehr als metergroße Riesenschildkröten umher, um ihre Eier dem heißen Sande zur Verfestigung anzuvertrauen, und auf den Steppen endlich tummeln sich Herden des mächtigen Emus, eines Verwandten des Vogel Strauß. Wohl die sonderbarsten Vertreter der australische Tierwelt jedoch dürften die sogenannten Laubenvögel sein, nicht so sehr ihres Aussehens wegen als vielmehr wegen ihrer einzigartigen Lebensgewohnheiten. Die Tiere sind nahe Verwandte unserer Pfafie, in ihrem Vorkommen jedoch ausschließlich auf das australische Inselreich beschränkt. Man unterscheidet hier etwa zehn verschiedene Arten von Laubenvögeln, deren bekanntester Vertreter der sogenannte Kragenslaubenvogel (*Chlamylora maculata*) ist. Diese Tiere erreichen eine Länge von 28 bis 32 Zentimeter, wovon etwa 14 Zentimeter auf den Schwanz kommen. Ihre Größe entspricht also ungefähr der unserer Dohlen. Die Federn der Rücken- und Flügel- seite besitzen eine tiefbraune Färbung mit einem hell-gelblichen Band- saume, die Unterseite ist silberweiß. Der Nacken wird von einem Kragen goldig schimmernder Federn umgeben. Eine andere recht häufige Art von Laubenvögeln, der Seidenlaubenvogel, zeichnet sich im männlichen Geschlechte durch eine prachtvolle, tief samtschwarze Färbung aus, während das Weibchen ein grünes Federkleid besitzt. Die Nahrung der Tierchen besteht neben verschiedenen Insekten und Würmern vorzugsweise aus Getreidekörnern, dem Samen von allerhand Gräsern und Früchten. Zu Beginn des australischen Frühjahres kann man die Vögel häufig in der Nähe der Flußläufe, an den mit Gebüsch besetzten Uferändern herumtummeln sehen. Das Brutgeschäft der Laubenvögel verläuft in ganz normalen Bahnen, indem sie sich, nach den Angaben Cozens, im Ge- strüch oder auf niedrigen Bäumen aus dünnem Reisig ein rundes nappförmiges Nest bauen, dessen Inneres sie mit Federn und Haaren sorgsam auspolstern. Soweit wäre an der Lebensweise der Vögel nichts Ungewöhnliches. Aber etwas anderes ist es, was die Tiere ganz aus dem Rahmen aller übrigen Vögel hervortreten läßt. Außer ihren Nestern errichten die Tiere, scheinbar nur zu ihrem Vergnügen, große, laubenartige Bauten. Die Herstellung dieser Lauben muß den Vögeln viel Mühe machen, denn auf einer dichten Unterlage von Stäben erheben sich diese festen, aus verflochtenen Zweigen hergestellten Gewölbe bis zu einer Höhe von etwa 50 bis 60 Zentimeter, dabei haben sie eine Länge von ein bis zu eineinhalb Meter. Wenn man die geringe Größe der Tiere in Betracht zieht, eine ganz gehörige Arbeitsleistung. Lange Zeit war man sich über die Bedeutung dieser Lauben völlig im unklaren, doch scheint es jetzt, daß sie lediglich zur Ausführung des Liebespielcs vor der Paarung angelegt werden. Ueber die Art und Weise der Her- stellung verdamen wir Gould eine sehr interessante Beschreibung. Doch hören wir den Forscher selbst: „Bei Durchstreifung der Gebirgs- gebüsch des Liverpoolkreises fand ich mehrere dieser Lauben oder Spielplätze auf. Sie werden gewöhnlich unter dem Schutze über- hängender Baumzweige im einsamsten Teile des Waldes, und zwar stets auf dem Boden angelegt. Hier wird aus dicht durchflochtenem Reisig der Grund gebildet und seitlich aus feineren und biegsameren Reisigern und Zweigen die eigentliche Laube gebaut. Die Neste sind so gerichtet, daß die Spitzen und Gabeln der Zweige sich oben vereinigen. Auf jeder Längsseite bleibt ein Eingang frei. Besonderen Schmuck erhalten die Lauben dadurch, daß sie mit grell- farbigen Dingen aller Art verziert werden. Man findet hier bun- tfarbige Schwanzfedern verschiedener Papageien, Muschelschalen, Schneckenhäuser, Steinchen, gebleichte Knochen usw. Die Federn werden zwischen die Zweige gesteckt, die Knochen und Muscheln am

Eingänge hingelegt. Alle Eingeborenen kennen diese Liebhaberei der Vögel, glänzende Dinge wegzunehmen, und suchen verlorene Sachen deshalb immer zuerst bei gedachten Lauben. Ich selbst fand am Eingange einen hübsch gearbeiteten Stein von vier Zentimeter Länge nebst mehreren Lappchen von blauem baumwollenen Zeug, welche die Vögel wahrscheinlich in einer entfernten Niederlassung aufgesammelt hatten.“

Daß manche Vögel eine besondere Vorliebe für allerhand glänzende und bunte Gegenstände haben, ist ja schon lange bekannt. Das jedem geläufigste Beispiel ist unsere gemeine Elster, deren Diebesinn geradezu sprichwörtlich geworden ist, und die namentlich in der Gefangenschaft mit wahrhaft ungläublicher Frechheit alles Blanke, was sie fortzutragen imstande ist, stiehlt und an irgend einem verborgenen Platze versteckt. In einem solchen Maße jedoch, wie bei den Laubenvögeln ist das Zusammentragen von blinkendem Spielzeug nicht zum zweiten Male beobachtet worden.

Bemerkenswert ist es noch, daß beide Geschlechter sich gleich- mäßig beim Errichten der Lauben beteiligen. Der Instinkt hierzu ist bei den Tieren so fest eingewurzelt, daß er sich selbst in der Gefangenschaft äußert. Ein englischer Liebhaber, Strange, hat an einem gefangenen Värchen die Gewohnheiten dieser merkwürdigen Gesellen sehr eingehend beobachtet. Zuweilen jagt das Männchen im Liebespiel seine Gattin durch die ganze Vogelheide, dann kauft es zur Laube, holt eine bunte Feder oder ein großes Blatt auf, stößt einen seltsamen Ton aus, sträubt alle seine Federn, rennt rund um die Laube herum und wird so erregt, daß es scheint, als wollten seine Augen aus dem Kopfe springen. Nun entsaltet es erst den einen, dann den anderen Flügel, läßt einen leisen, pfeisenden Ton vernehmen und scheint gleich einem Hausbahu etwas vom Boden aufzuspähen, bis es endlich seinen Zweck erreicht und das Weibchen zu sich herangelockt hat. Die Liebeswerbungen der Vögel führen zu vielen seltsamen Erscheinungen. Ich erinnere nur an die Kämpfe der Buchfinkenmännchen im Frühjahr, an das Balzen des Auer- hahnes usw., von allen dürfte jedoch das Errichten der Spielhäuser der Laubenvögel wohl das merkwürdigste sein.

### Humoristisches.

— Ein Pfiffikus. Michel und Sepp, die zusammen einen Döhen gestohlen, treffen sich nach der Beichte. „Du, mi' hat er sei net absolviert!“

„O, mi' scho!“

„Wie hast's na' Du angestellt mit dem Döhen? Hast D' eahn nig g'lagt dabo?“

„Frei! hab' i's g'lagt! . . . Woast D', wie so a' Lärm war auf der Dreal — so a' Dumhadon, da hab' i' mei' Döchle mit 'nein ruisch'n lass'n!“ — (Flieg. Blätter.)

### Notizen.

— Hermann Wahrs Lustspiel „Ringelspiel“ kommt im Deutschen Theater zur Aufführung.

— „Lebenshunger“, Lustspiel von Fedorow, fand im Kleinen Schauspielhaus in Wien eine günstige Aufnahme.

— Bedekinds Kindertragödie „Frühlings Erwachen“, die von der Zensur für eine öffentliche Aufführung freigegeben wurde, soll in den Kammerspielen des Deutschen Theaters aufgeführt werden.

— Ein enormes Bühnenhonorar im Betrage von 700 000 Fr. wird die Duse für ein dreimonatliches Gastspiel in Südamerika erhalten, das sie im nächsten Frühjahr veranstaltet.

— Eine neue Tanzkünstlerin, Rita Sacchetto, erzielte mit der Aufführung stimmungsvoll inszenierter Tänze im Münchener Schauspielhaus starken künstlerischen Eindruck.

— In Karlsruhe starb der Maler August Hörier.

— Für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung wurde von der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Berlin-Wilmersdorf ein Institut eröffnet.

— Das Institut für Meerestunde an der Berliner Universität wird zwischen dem 9. November 1906 und 5. März 1907 öffentliche, allgemein zugängliche Vorträge veranstalten im Institut für Meerestunde, Georgen- straße 34—36.

k. Die ägyptischen Pyramiden werden voraussichtlich in nächster Zeit viel von ihrem grandiosen und sagenhaften Aussehen verlieren. Die ägyptische Regierung hat nämlich die Erlaubnis gegeben, die ungeheure Ebene, die von Eschek zum Nil geht und in der die alten Sphinge und Bauwerke aufragen, mit Häusern, Palästen und Hotels zu bebauen. Es haben sich bereits mehrere Gesellschaften gebildet, die die malerische Aussicht benützen wollen, um große Hotelanlagen hier zu errichten. Rings um die Pyramiden von Ghiseh sollen richtige amerikanische „Wolkenkratzer“ mit neun bis zehn Stockwerken aufgeführt werden.